

Rich Dad Poor Dad

Was die Reichen ihren Kindern über Geld beibringen

von
Robert T. Kiyosaki

1. Auflage

FinanzBuch Verlag München 2014

Verlag C.H. Beck im Internet:
www.beck.de
ISBN 978 3 89879 882 2

Zu [Inhaltsverzeichnis](#)

schnell und portofrei erhältlich bei beck-shop.de DIE FACHBUCHHANDLUNG

RICH DAD POOR DAD

ROBERT T. KIYOSAKI

FBV

I. KAPITEL –

LEKTION EINS: DIE REICHEN ARBEITEN NICHT FÜR GELD

*Die Armen und die Angehörigen der Mittelschicht arbeiten für Geld.
Die Reichen lassen Geld für sich arbeiten.*

»Papa, kannst du mir sagen, wie ich reich werde?«

Mein Vater legte die Abendzeitung beiseite. »Weshalb möchtest du reich werden, mein Sohn?«

»Weil Jimmys Mama ihn heute mit ihrem neuen Cadillac abgeholt hat und sie übers Wochenende in ihr Strandhaus gefahren sind. Jimmy hat drei Freunde mitgenommen, aber Mike und ich waren nicht eingeladen. Sie sagten uns, dass wir nicht eingeladen wären, weil wir arm sind.«

»Das haben sie gesagt?«, fragte mein Vater ungläubig.

»Ja, haben sie«, erwiderte ich gekränkt.

Mein Vater schüttelte stumm den Kopf, rückte seine Brille zurecht und wandte sich wieder seiner Zeitung zu. Ich stand da und wartete auf eine Antwort.

Das war im Jahr 1956. Ich war neun Jahre alt. Da wir auf der einen Straßenseite wohnten, gehörten wir zu dem Einzugsgebiet derselben öffentlichen Schule, in die die reichen Leute ihre Kinder schickten. Unsere Stadt lebte hauptsächlich von Zuckerplantagen. Die Plantagenverwalter und andere wohlhabende Bürger wie Ärzte, Unternehmer und Bankiers schickten ihre

Kinder von der ersten bis zur sechsten Klasse in diese Schule. Danach kamen ihre Kinder in der Regel auf private Schulen. Hätte ich auf der anderen Straßenseite gewohnt, hätte ich eine andere Schule besucht, mit Kindern aus Familien, die meiner mehr ähnelten. Nach der sechsten Klasse würden diese Kinder und ich weiterhin staatliche Schulen besuchen. Die teuren Privatschulen kamen für sie oder für mich nicht infrage.

Schließlich legte mein Vater die Zeitung beiseite. Ich merke, dass er nachdachte.

»Nun, mein Sohn«, fing er langsam an, »wenn du reich werden willst, musst du lernen, Geld zu machen.«

»Und wie mache ich Geld?«, fragte ich.

»Nun, mein Sohn, benutze deinen Verstand«, sagte er und lächelte. Was in Wirklichkeit heißen sollte:

»Das ist alles, was ich dir sagen kann«, oder »Ich weiß es nicht, also bring mich nicht in Verlegenheit.«

Der Beginn einer Partnerschaft

Am nächsten Morgen erzählte ich meinem besten Freund Mike, was mein Vater gesagt hatte. Soweit ich wusste, waren Mike und ich die einzigen ärmeren Kinder an dieser Schule. Mike wohnte, wie ich, durch eine Laune des Schicksals, im Sprengel dieser Schule. Unsere Eltern waren nicht wirklich arm, aber wir fühlten uns so, weil die anderen Jungs neue Baseballhandschuhe, neue Fahrräder und alles andere immer neu hatten.

Unsere Eltern versorgten uns mit dem Notwendigen, wie Essen, Wohnung und Kleidung, aber das war alles. Mein Vater pflegte zu sagen: »Wenn du etwas willst, musst du dafür arbeiten.« Wir hatten viele Wünsche, aber für neunjährige Jungen gab es nicht viel Arbeit.

»Was können wir tun, um Geld zu verdienen?«, fragte Mike.

»Ich weiß nicht«, sagte ich. »Aber willst du mein Partner werden?«

Und so wurde Mike an jenem Samstagmorgen mein erster Geschäftspartner. Den ganzen Morgen überlegten wir, wie wir Geld verdienen konnten. Von Zeit zu Zeit unterhielten wir uns über die »coolen Jungs«, die gerade in Jimmys Strandhaus ihren Spaß hatten. Das tat ein wenig weh, aber der Schmerz war gut, weil er uns dazu inspirierte, weiter nach Möglichkeiten zu suchen, wie wir zu Geld kommen konnten. Dann, am Nachmittag, kam uns ein guter Gedanke. Eine Idee, die inspiriert war durch ein wissenschaftliches Buch, das Mike gelesen hatte. Aufgeregt schüttelten wir uns die Hände und die Partnerschaft hatte jetzt ein konkretes Ziel.

In den nächsten Wochen klapperten Mike und ich die Nachbarschaft ab, klopfen an Türen und baten unsere Nachbarn, ihre leeren Zahnpastatuben für uns aufzuheben. Mit erstaunten Blicken sagten die meisten Erwachsenen lächelnd zu. Ein paar von ihnen wollten wissen, was wir damit vorhatten, aber wir erwiderten nur »Das können wir Ihnen nicht sagen, es ist ein Geschäftsgeheimnis.«

Mit der Zeit wurde meine Mutter immer verzweifelter. Wir hatten einen Platz neben ihrer Waschmaschine als Sammelplatz für unser Rohmaterial gewählt. In einem braunen Karton begann jetzt unser kleiner Stapel verbrauchter Zahnpastatuben zu wachsen.

Schließlich verlor meine Mutter die Geduld. Der Anblick der dreckigen, zerdrückten und benutzten Zahnpastatuben ihrer Nachbarn reichte ihr. »Was tut ihr da, Jungs?«, fragte sie. »Und erzählt mir nicht wieder, dass das ein Geschäftsgeheimnis ist. Tut etwas mit diesem Dreck oder ich werfe ihn weg!«

Mike und ich baten und bettelten, indem wir erklärten, dass wir bald genug haben und dann mit der Produktion anfangen würden. Wir sagten ihr, dass wir auf ein paar Nachbarn warteten, die ihre Zahnpasta noch aufbrauchen wollten, sodass wir ihre Tuben haben konnten. Mutter gewährte uns eine Woche Aufschub.

Der Produktionsbeginn musste also vorgezogen werden. Wir standen unter Druck. Meine erste Geschäftspartnerschaft war von der Räumung unseres

Lagers seitens meiner eigenen Mutter bedroht! Mike übernahm die Aufgabe, die Nachbarn zu bitten, ihre Zahnpasta schneller aufzubrauchen, indem er behauptete, dass der Zahnarzt ihnen empfahl, die Zähne öfter zu putzen. Ich stellte die Fertigungsstraße zusammen. Die Produktion begann planmäßig.

Eines Tages kam mein Vater mit einem Freund angefahren und sah in seiner Einfahrt zwei Neunjährige mit einem auf Höchsttouren laufenden Fließband. Alles war von einer feinen weißen Staubschicht bedeckt. Auf einem langen Tisch standen kleine Milchkartons von der Schule und unser Grill glühte mit roten, heißen Kohlen bei höchster Hitze.

Mein Vater näherte sich langsam, nachdem er das Auto am Ende der Einfahrt geparkt hatte, da unsere Fertigungsstraße den Stellplatz blockiert hatte. Er und sein Freund sahen auf den Kohlen einen Stahltopf mit den schmelzenden Bleituben. Damals gab es noch keine Plastiktuben. Sobald die Farbe heruntergebrannt war, kamen die Tuben in den kleinen Topf und wurden eingeschmolzen. Dann packten wir den Topf mit Mutters Topflappen und gossen das Blei durch ein kleines Loch in Milchkartons.

Die Milchkartons waren auf bestimmte Weise mit Gips gefüllt und dienten uns so als Gießformen. Der weiße Staub überall war Gips. Bevor wir ihn mit Wasser gemischt hatten, hatte ich in meiner Eile die Tüte umgestoßen und die ganze Umgebung sah aus, als sei ein Schneesturm darüber hinweggefegt.

Mein Vater und sein Freund schauten zu, als wir das flüssige Blei vorsichtig durch eine kleine Öffnung im oberen Teil der Gipswürfel gossen.

»Seid vorsichtig«, sagte mein Vater.

Ich nickte, ohne aufzublicken.

Endlich stellte ich den Stahltopf ab und lächelte meinen Vater an.

»Was macht ihr Jungs denn da?«, fragte er mit einem zaghaften Lächeln.

»Wir machen, was du mir gesagt hast. Wir sind dabei reich zu werden«, sagte ich.

»Ja, genau«, sagte Mike grinsend und nickte mit dem Kopf. »Wir sind Partner.«

»Und was ist in diesen Plastikformen?«, fragte mein Vater.

»Pass auf«, sagte ich, »ich werde jetzt die Form lösen.«

Mit einem kleinen Hammer brach ich den Verschluss auf, der die beiden Würfelhälften zusammenhielt. Vorsichtig hob ich die obere Hälfte der Gipsform ab und ein bleierne Fünfcentstück fiel heraus.

»Oh mein Gott!«, sagte mein Vater. »Ihr gießt Fünf-Cent-Münzen aus Blei.«

»Genau«, sagte Mike, »wir tun, was Sie uns empfohlen haben. Wir machen Geld.«

Der Freund meines Vaters drehte sich um und fing an lauthals zu lachen. Mein Vater lächelte und schüttelte den Kopf. Vor ihm standen ein Feuer, eine Kiste mit leeren Zahnpastatuben und zwei kleine Jungs, die von Kopf bis Fuß mit weißem Staub bedeckt waren und von einem Ohr zum anderen grinsten.

Er bat uns, alles hinzulegen und uns mit ihm auf die Vordertreppe des Hauses zu setzen.

Mit einem Lächeln erklärte er uns, was das Wort »fälschen« bedeutete.

Unsere Träume schwanden. »Sie meinen, dass das verboten ist?«, fragte Mike mit zitternder Stimme.

»Lass sie doch weitermachen«, sagte der Freund meines Vaters. »Vielleicht entwickeln sie ja ein natürliches Talent dafür.«

Mein Vater starrte ihn an.

»Ja, das ist verboten«, sagte mein Vater mild. »Aber ihr Jungs habt sehr viel Kreativität und Originalität bewiesen. Macht weiter so. Ich bin wirklich sehr stolz auf euch!«

Enttäuscht blieben Mike und ich noch etwa zwanzig Minuten schweigend sitzen, bevor wir anfangen, das Durcheinander zu beseitigen. Das Geschäft endete am selben Tag, an dem es begonnen hatte. Als ich den Staub wegwischte, schaute ich Mike an und sagte: »Ich glaube, dass Jimmy und seine Freunde recht haben. Wir sind arm.«

Mein Vater ging gerade vorbei, als ich das sagte.

»Jungs«, sagte er, »ihr seid nur dann arm, wenn ihr aufgibt. Entscheidend ist, dass ihr etwas unternommen habt. Die meisten Menschen reden oder träumen nur davon, reich zu werden. Ihr habt etwas unternommen. Ich bin sehr stolz auf euch und ich sage es noch einmal: Macht weiter so. Gebt nicht auf.«

Mike und ich standen schweigend da. Das waren freundliche Worte, aber wir wussten immer noch nicht, was wir tun sollten.

»Wieso bist du nicht reich, Papa?«, fragte ich.

»Weil ich mich dafür entschieden habe, Lehrer zu werden. Lehrer machen sich eigentlich keine Gedanken darüber, reich zu werden. Wir wollen nur unterrichten. Ich wünschte, ich könnte euch helfen, aber ich weiß wirklich nicht, wie man zu Geld kommt.«

Mike und ich wandten uns wieder unseren Aufräumungsarbeiten zu.

»Da fällt mir etwas ein«, sagte mein Vater. »Wenn ihr lernen wollt, wie man reich wird, bin ich der falsche Ansprechpartner. Da müsst ihr deinen Vater fragen, Mike.«

»Meinen Vater?«, fragte Mike mit zerknirschtem Gesicht.

»Ja, deinen Vater«, wiederholte mein Vater lächelnd. »Dein Vater und ich haben denselben Bankberater und der schwärmt geradezu von ihm. Er hat mir mehrmals erzählt, dass dein Vater genial ist, wenn es darum geht, zu Geld zu kommen.«

»Mein Vater?«, wiederholte Mike ungläubig. »Wieso haben wir dann kein schönes Auto und kein schönes Haus, wie die reichen Kinder in der Schule?«

»Ein schönes Auto und ein schönes Haus zu haben, bedeutet nicht unbedingt, dass man reich ist oder weiß, wie man zu Geld kommt«, erwiderte mein Vater. »Jimmys Vater arbeitet für die Zuckerplantage. Er unterscheidet sich gar nicht so sehr von mir. Er arbeitet für eine Firma und ich arbeite für den Staat. Die Firma kauft ihm den Wagen. Aber die Zuckerfirma steckt in finanziellen Schwierigkeiten und Jimmys Vater könnte schon bald vor dem Nichts stehen. Dein Vater ist anders, Mike. So wie es aussieht, baut er sich gerade ein Imperium auf und ich vermute, dass er in wenigen Jahren ein sehr reicher Mann sein wird.«

Damit kam die Begeisterung bei Mike und mir wieder. Mit neuer Kraft fingen wir an, den von unserem ersten Unternehmen verursachten Dreck wegzuputzen. Beim Aufräumen schmiedeten wir Pläne, wann und wie wir mit Mikes Vater reden wollten. Das Problem war, dass Mikes Vater lange arbeitete und oft erst spät nach Hause kam. Ihm gehörten Lagerhallen, eine Baufirma, eine Ladenkette und drei Restaurants. Es waren die Restaurants, die ihn so lange aufhielten.

Als wir mit dem Aufräumen fertig waren, fuhr Mike mit dem Bus heim. Er wollte mit seinem Vater reden, sobald dieser abends nach Hause käme, und ihn bitten, uns beizubringen, wie man reich wird. Mike versprach, sofort anzurufen, egal wie spät es würde.

Um halb neun klingelte das Telefon.

»Okay«, sagte ich, »nächsten Samstag«, und legte den Hörer auf. Mikes Vater war mit einem Treffen mit Mike und mir einverstanden.

Am Samstagmorgen um halb acht nahm ich den Bus zum armen Stadtviertel.

Der Unterricht beginnt

An jenem Morgen hatten Mike und ich um acht Uhr einen Termin bei seinem Vater. Er war bereits an der Arbeit und hatte schon mehr als eine Stunde hinter sich. Sein Bauleiter fuhr gerade in seinem Kleintransporter davon, als ich auf das einfache, kleine und ordentliche Haus zuing. Mike begrüßte mich an der Tür.

»Mein Vater hat gesagt, dass wir hinten auf der Veranda auf ihn warten sollen«, sagte Mike und bat mich herein.

Der alte Holzboden knarrte, als wir über die Schwelle dieses älteren Hauses liefen. Unmittelbar hinter der Tür lag ein billiger Fußabtreter auf dem Boden. Er sollte die jahrelange Abnutzung durch unzählige FüÙe verbergen, die bereits über diese Diele gelaufen waren.

Ich fühlte mich sehr beengt, als ich in das kleine Wohnzimmer gelangte, das mit alten, muffigen Polstermöbeln vollgestellt war, die heute Sammlerstücke wären. Auf dem Sofa saÙen zwei Frauen, ein wenig älter als meine Mutter. Ihnen gegenüber saÙ ein Mann in Arbeitskleidung. Er trug eine khakifarbene Hose und ein khakifarbenes Hemd, das ordentlich gebügelt, aber nicht gestärkt war und abgeschabte Arbeitshefte. Ich schätzte ihn auf etwa fünfundvierzig, also ungefähr zehn Jahre älter als meinen Vater. Alle drei lächelten, als Mike und ich an ihnen vorbei auf die Gartenveranda gingen. Schüchtern lächelte ich zurück.

»Wer sind diese Leute?«, fragte ich.

»Ach, die arbeiten für meinen Vater. Der ältere Mann führt seine Lager und die Frauen managen die Restaurants. Und vorhin hast du den Bauleiter gesehen, der ungefähr fünfzig Meilen von hier an einem Straßenprojekt arbeitet. Sein anderer Bauleiter, der für ihn ein paar Reihenhäuser baut, war schon fort, als du gekommen bist.«

»Geht das die ganze Zeit so?«, fragte ich.

»Nicht immer, aber ziemlich oft«, sagte Mike, als er sich einen Stuhl heranzog und sich neben mich setzte.

»Ich habe meinen Vater gefragt, ob er uns beibringen will zu Geld zu kommen.«

»Oh, und was hat er dazu gesagt?«, fragte ich mit unverhohlener Neugierde.

»Naja, erst hat er mich merkwürdig angeschaut und dann hat er gesagt, dass er uns ein Angebot machen wird.«

»Aha«, sagte ich und schaukelte mit meinem Stuhl gegen die Wand zurück. Die Vorderbeine des Stuhls hingen in der Luft.

Mike tat dasselbe.

»Weißt du, um welches Angebot es geht?«, fragte ich.

»Nein, aber das werden wir bald herausfinden.«

Plötzlich stürzte Mikes Vater durch die wacklige Außentür auf die Veranda. Mike und ich sprangen auf die Füße, nicht aus Respekt, sondern weil er uns erschreckt hatte.

»Seid ihr bereit?«, fragte Mikes Vater, als er einen Stuhl heranzog, um sich zu uns zu setzen. Wir nickten.

Er war ein großer Mann, bestimmt so um die ein Meter achtzig groß und hundert Kilo schwer. Mein Vater war größer, wog ungefähr genauso viel und war fünf Jahre älter. Sie hatten einiges gemeinsam, wenn auch nicht dieselben ethnischen Züge. Vielleicht war ihre Energie ähnlich.

»Mike sagt, ihr wollt lernen, wie man zu Geld kommt. Stimmt das, Robert?«

Ich nickte schnell und ein wenig verschüchtert. Hinter seinen Worten und seinem Lächeln lag eine enorme Kraft.

»Okay. Mein Angebot sieht folgendermaßen aus: Ich werde es euch beibringen, aber wir machen das nicht wie in der Schule. Ihr arbeitet für mich und ich werde euch unterrichten. Wenn ihr nicht für mich arbeitet, werde ich es euch nicht beibringen. Es geht für mich schneller, wenn ihr dabei arbeitet, und ich verschwende meine Zeit, wenn ihr nur dasitzen und zuhören wollt wie in der Schule. Das ist mein Angebot. Ihr könnt es annehmen oder ablehnen.«

»Ähm ... darf ich noch etwas fragen?«, warf ich ein.

»Nein, nimm das Angebot an oder lass es bleiben. Ich habe zu viel Arbeit, um meine Zeit zu verschwenden. Wenn du dich nicht schnell entscheiden kannst, wirst du sowieso nie lernen, zu Geld zu kommen. Gelegenheiten kommen und gehen. Zu wissen, wann man schnell entscheiden muss, ist eine wichtige Fähigkeit. Du hast eine Gelegenheit, die du gesucht hast. Der Unterricht beginnt sofort, oder er ist in zehn Sekunden vorbei«, sagte Mikes Vater mit einem neckischen Lächeln.

»Ich nehme an«, sagte ich.

»Ich auch«, sagte Mike.

»Gut«, sagte Mikes Vater. »Mrs. Martin wird in zehn Minuten hier sein. Wenn ich mit ihr fertig bin, fahrt ihr mit ihr zu meinem Gemischtwarenladen und könnt gleich anfangen zu arbeiten. Ich zahle euch zehn Cent die Stunde und ihr arbeitet jeden Samstag drei Stunden lang.«

»Aber ich habe heute ein Baseballspiel«, sagte ich.

Mikes Vater senkte die Stimme zu einem strengen Ton »Nimm das Angebot an oder lass es bleiben.«

»Ich nehme es an«, erwiderte ich und entschied mich zu arbeiten und zu lernen, anstatt Baseball zu spielen.

Zehn Cent die Stunde ... Sogar nach den Standards von 1956 waren zehn Cent die Stunde sehr wenig.

Dreißig Cent später

Seit neun Uhr an diesem Tag arbeiteten Mike und ich für Mrs. Martin. Sie war eine freundliche und geduldige Frau. Sie sagte immer, dass Mike und ich sie an ihre beiden Söhne erinnerten, die inzwischen erwachsen und aus dem Haus seien. Obwohl sie nett war, hielt sie viel von harter Arbeit und gab uns jede Menge zu tun. Sie war eine Meisterin darin, Aufgaben zu finden. Drei Stunden lang nahmen wir Konservendosen aus den Regalen, entstaubten sie eine nach der anderen mit einem Wedel und stellten sie wieder ordentlich ins Regal zurück. Die Arbeit war schrecklich langweilig.

Mikes Vater, den ich meinen reichen Vater nenne, besaß neun dieser kleinen Läden, mit Waren des täglichen Bedarfs. Kleine Lebensmittelgeschäfte in der Nachbarschaft, wo die Leute tagtäglich Notwendiges, wie Milch, Brot, Butter und Zigaretten kaufen konnten. An der Rückseite gab es Parkplätze. Das Problem war nun, dass es damals auf Hawaii noch keine Klimaanlage gab und die Läden zur Abkühlung ihre Türen offen stehen ließen. Wenn ein Auto vorbeifuhr oder in den Parkplatz einbog, wirbelte es Staub auf, der sich dann im Laden absetzte. Damit hatten wir eine Arbeit, solange es dort keine Klimaanlage gab.

Drei Wochen lang arbeiteten Mike und ich samstags bei Mrs. Martin unsere festgesetzten drei Stunden. Mittags, wenn wir fertig waren, zählte sie jedem von uns drei kleine Zehn-Cent-Stücke in die Hand. Allerdings waren selbst Mitte der Fünfzigerjahre dreißig Cent für einen Neunjährigen nicht besonders aufregend. Ein Comic kostete damals zehn Cent, also gab ich mein Geld für gewöhnlich für Comics aus und ging nach Hause.

Am Mittwoch der vierten Woche war ich bereit zu kündigen. Ich hatte mich nur deshalb zum Arbeiten bereit erklärt, weil ich von Mikes Vater lernen wollte, wie man Geld verdient, und nun war ich ein Sklave, für zehn Cent die Stunde. Und obendrein hatte ich Mikes Vater seit jenem ersten Samstag nicht mehr gesehen.

»Ich kündige«, sagte ich mittags zu Mike. Das Mittagessen in der Schule war schlecht, die Schule langweilte mich und nun konnte ich mich nicht einmal

mehr auf die Samstage freuen. Aber es waren die dreißig Cent, die mich aufregten.

Diesmal lächelte Mike.

»Was gib't denn da zu grinsen?«, fragte ich verärgert und frustriert zugleich.

»Papa hat gesagt, dass das passieren wird. Er hat gesagt, dass du dich mit ihm treffen sollst, wenn du kündigen willst.«

»Was?«, fragte ich entrüstet. »Er hat gewartet, bis ich die Nase voll habe?«

»So ungefähr«, sagte Mike. »Mein Papa ist irgendwie anders. Er bringt einem die Dinge anders bei als dein Vater. Deine Eltern erklären viel. Mein Vater ist ruhig und ein Mann weniger Worte. Wart' einfach bis Samstag. Ich sage ihm, dass du so weit bist.«

»Du meinst, es war ein abgekartetes Spiel?«

»Nein, eigentlich nicht, aber vielleicht doch. Papa wird es dir am Samstag erklären.«

Schlange stehen am Samstag

Ich war bereit. Ich war vorbereitet. Sogar mein eigener Vater war ihm deshalb böse. Mein eigener Vater, derjenige, den ich als arm bezeichne, dachte, dass mein reicher Vater die Gesetze über Kinderarbeit verletzte und dass man gegen ihn ermitteln sollte.

Mein gebildeter armer Vater sagte mir, was ich verlangen sollte, was mir zustünde. Mindestens fünfundzwanzig Cent die Stunde. Mein armer Vater sagte mir, dass ich sofort kündigen sollte, wenn ich keine Lohnerhöhung bekäme.

»Du brauchst diese verdammte Arbeit sowieso nicht«, sagte mein armer Vater entrüstet.

Am Samstagmorgen um acht Uhr stürmte ich durch die wacklige Tür in Mikes Haus.

»Setz' dich und warte, bis du an die Reihe kommst«, sagte Mikes Vater, als ich eintrat. Dann drehte er sich um und verschwand in seinem kleinen Büro, das neben einem der Schlafzimmer lag.

Ich sah mich um, konnte Mike aber nirgends sehen. Verlegen setzte ich mich vorsichtig neben dieselben beiden Frauen, die auch schon vor vier Wochen hier gewesen waren. Sie lächelten und rückten ein wenig beiseite, um mir Platz zu machen.

Eine Dreiviertelstunde verging und ich kochte vor Wut. Die beiden Frauen hatten mit Mikes Vater gesprochen und waren schon vor einer halben Stunde gegangen. Der ältere Herr war zwanzig Minuten drin gewesen und auch schon weg.

Nun war das Haus leer und ich saß an einem herrlichen sonnigen Tag auf Hawaii in einem muffigen, dunklen Wohnzimmer und wartete, um mit einem Knauser zu reden, der Kinder ausbeutete. Ich konnte hören, wie er in seinem Büro herumhantierte, telefonierte und mich ignorierte. Ich war drauf und dran zu gehen, aber aus irgendeinem Grund blieb ich da.

Endlich, fünfzehn Minuten später, genau um neun Uhr, kam mein reicher Vater aus seinem Arbeitszimmer, sagte nichts und bedeutete mir mit einer Handbewegung, in sein schmutziges Arbeitszimmer einzutreten.

»Ich höre, du willst eine Gehaltserhöhung oder du kündigst«, begann mein reicher Vater, während er sich in seinem Bürostuhl hin- und herdrehte.

»Ja, Sie halten sich nicht an Ihren Teil der Abmachung«, platzte ich fast unter Tränen heraus. Es war ganz schön beängstigend für einen Neunjährigen, einem Erwachsenen die Stirn bieten zu müssen.

»Sie haben gesagt, dass Sie mir einiges beibringen, wenn ich für Sie arbeite. Gut. Ich habe für Sie gearbeitet. Ich habe schwer gearbeitet. Ich habe sogar meine Baseballspiele aufgegeben, um für Sie zu arbeiten, und Sie haben Ihr

Wort nicht gehalten. Nichts haben Sie mir beigebracht! Sie sind ein Gauner, wie die Leute in der Stadt über Sie denken. Sie sind gierig. Sie wollen das ganze Geld für sich behalten, Ihre Angestellten sind Ihnen vollkommen egal. Sie lassen mich warten und behandeln mich respektlos. Ich bin nur ein kleiner Junge, aber ich verdiene es, besser behandelt zu werden.«

Mein reicher Vater hatte sich in seinem Drehstuhl zurückgelehnt, die Hände am Kinn und starrte mich an. Es war, als ob er mich studieren würde.

»Nicht schlecht«, sagte er. »Nicht einmal ein Monat ist vergangen und schon klingst du wie die meisten meiner Angestellten.«

»Was?«, fragte ich. Ohne zu verstehen, was er sagte, fuhr ich mit meiner Beschwerde fort. »Ich dachte, Sie würden sich an unsere Abmachung halten und mir etwas beibringen, aber stattdessen wollen Sie mich quälen? Das ist gemein. Das ist echt gemein.«

»Ich bringe dir gerade etwas bei«, sagte mein reicher Vater ruhig.

»Was haben Sie mir denn beigebracht? Gar nichts!«, gab ich wütend zurück. »Sie haben nicht einmal mit mir gesprochen, seit dem Tag, an dem ich einverstanden war, für nichts und wieder nichts zu arbeiten. Zehn Cent die Stunde. Pah! Ich sollte Sie anzeigen. Es gibt nämlich Gesetze gegen Kinderarbeit. Und mein Papa arbeitet für den Staat, wie Sie wissen.«

»Oh«, sagte mein reicher Vater. »Jetzt klingst du genau wie der Großteil der Leute, die früher mal für mich gearbeitet haben. Leute, die ich entweder entlassen habe oder die selbst gekündigt haben.«

»Und, was haben Sie dazu zu sagen?«, wollte ich wissen. Für einen kleinen Jungen fühlte ich mich ganz schön mutig. »Sie haben mich angelogen. Ich habe für Sie gearbeitet und Sie haben Ihr Wort gebrochen. Sie haben mir nichts beigebracht.«

»Woher weißt du, dass ich dir nichts beigebracht habe?«, fragte mein reicher Vater ruhig.